

China hat eine BANANENREPUBLIK

Investoren bedienen in Laos mit riesigen Plantagen den unstillbaren Hunger ihrer Landsleute nach frischem Obst. Die Tagelöhner klagen über die Arbeitsbedingungen und die Umwelt leidet



Boikhams Rücken schmerzt. Ihr Rachen tut weh, ihre Haut juckt, ihre Augen brennen. Doch sie muss weitermachen. Noch mindestens 20 Mal muss sie heute mit ihrem Mann Seng zwischen der Plantage und einem Lastwagen hin- und herlaufen. Barfuß und im Laufschrift. 20 Mal wird das Ehepaar dabei an einem Bambusrohr jeweils zwei schwere Bananenstauden schleppen.

VON PHILIPP HEDEMANN
AUS HUAY XAI (LAOS)

Boikham und Seng sind Tagelöhner auf einer chinesischen Bananenplantage im Norden Laos. Ohne Rücksicht auf Mensch und Natur schlägt der große Nachbar hier immer mehr Anbauflächen in den Urwald, um den steigenden Bananen-Hunger im Reich der Mitte zu stillen. „Abends tut mir alles weh. Oft ist mir schlecht, und ich kann schlecht atmen und schlafen. Aber am nächsten Morgen geht es irgendwie immer wieder.“ Noch“, sagt Boikham. Sie kennt andere Arbeiter, bei denen es nicht mehr geht. Viele Kollegen klagen über Bauchschmerzen. Manche sollen wegen der ungesunden Arbeit sogar schon gestorben sein, andere missgebildete Kinder zur Welt gebracht haben. Offizielle Zahlen dazu gibt es nicht, doch viele Arbeiter berichten von entsprechenden Fällen. Unwahrscheinlich erscheinen die Geschichten nicht. Denn wenn die ungelerten Arbeiter die Bananenstauden mit Pestiziden besprühen, trägt kaum einer von ihnen eine professionelle Atemschutzmaske, lange Kleidung, Handschuhe oder geschlossene Schuhe. „Die chinesischen Bosse haben uns gesagt, dass das Zeug völlig harmlos ist, aber sobald wir es verwenden, wird uns schwindelig“, sagt Boikham.

„Mittlerweile wissen wir, dass die Chemikalien uns krank machen oder töten können. Auch die Chinesen wissen das. Darum stellen sie auch niemanden ein, der zuvor schon zwei Jahre auf einer Plantage gearbeitet hat. Das Risiko, dass er krank wird, ist ihnen zu groß“, ergänzt die Tagelöhnerin. Als die chinesischen Investoren vor fünf Jahren erstmals in die laotische Provinz Bokeo kamen, wurden sie von den meisten Bauern noch begeistert empfangen. Immerhin zahlten sie den Landesbesitzern damals umgerechnet rund 750 Euro pro Hektar und Jahr. So viel hatte zuvor kaum ein Bauer mit harter Arbeit aus seinen Feldern rausgeholt können.

Viele unterschrieben die Verträge, die sie oft nicht lesen konnten, bereitwillig. Heute bekommen einige Bauern für besonders fruchtbares Land sogar umgerechnet bis zu 200 Euro pro Hektar. Da es sich dabei nicht um die langfristige Anpachtung einiger riesiger Flächen – das sogenannte „Landgrabbing“ – handelt, sondern um die kurzfristige Pacht vieler kleiner Flächen, bekam die Regierung in der fernen Hauptstadt Vientiane von den Deals zunächst oft nichts mit.

„Bauern, die ihr Land nicht verpachten wollten, wurden von den Investoren und den willigen Bauern oft massiv unter Druck gesetzt“, berichtet Cecile Pries, die an der Humboldt-Universität in Berlin zu den sozialen Folgen des Bananenbaus in Laos promoviert. „Teilweise wurden ihre Felder und Bewässerungsanlagen einfach ‚versehentlich‘ zerstört.“ Auch das landlose Landarbeitern gefiel das chinesische Angebot zunächst. Umgerechnet rund fünf Euro pro Tag zahlen die Unternehmer aus dem großen Nachbarland. Wer während der Erntesaison bis zur Erschöpfung Bananenstauden schleppt, kann umgerechnet sogar bis zu 30 Euro pro Tag verdienen. Tausende gaben deshalb ihre eigene Subsistenzlandwirtschaft auf und machten sich auf dem sogenannten Banana-Trail aus dem ganzen Land auf den Weg in den Norden Laos.

Früher lebten dort viele Angehörige der oft diskriminierten Hmong-Ethnie vom Reisbau und vom Wald in dem sie auch lebten. Doch seit dem Ausbruch des Bananen-Rausches ist ihr Lebensstil vom Aussterben bedroht. Denn wo vor wenigen Jahren am Ufer des Mekongs



noch kleine Reisfelder lagen und sich weitgehend unberührte Wälder die Hänge hochzogen, erstrecken sich jetzt oft Bananenplantagen.

An den Pisten, die sie durchziehen, türmen sich weiße und blaue Planen, in denen die Stauden während des Wachstums eingewickelt werden. Wenn das Plastik verbrannt wird, steigt schwarzer Rauch auf. Fegt ein tropischer Sturm über eine Plantage, knicken die hochgezüchteten Bäume oft wie Streichhölzer ab. Die Tagelöhner und festangestellten Arbeiter verlieren dann innerhalb von Sekunden ihre Jobs. Die Investoren hingegen haben die Unwetter bereits in ihrer Kalkulation eingepreist.

Die Plantage, auf der Boikham und ihr Mann schuften, ist bislang von Stürmen verschont geblieben. Dennoch befürchtet die Tagelöhnerin, dass sie sich schon bald einen neuen Job suchen muss. „Die Bananen sind krank. Die Seuche breitet sich schnell aus. Dagegen kommen auch die Chemikalien der Chinesen nicht an“, sagt die 40-Jährige. Viele der Pflanzen sind derzeit von der Panama-Krankheit betroffen. Ein wirkungsvolles Mittel gegen den Pilzbefall gibt es nicht.

„Was kurzfristig wie eine Win-Win-Situation aussah, könnte unser ohnehin armes Land noch teuer zu stehen kommen“, befürchtet Vansy Senyavong, Leiterin und Gründerin der laotischen Hilfsorganisation „Frauen für Entwicklung“. Sie ist fest davon überzeugt, dass die Chinesen nicht nachhaltig in die Plantagen investieren, sondern ohne Rücksicht auf die Gesundheit der Arbeiter, den Boden und das Wasser nur so lange bleiben, bis das Land ausgelaugt ist und auch trotz des immer stärkeren Einsatzes von Dünger und Pflanzenschutzmitteln nicht mehr genug abwirft. Wissenschaftlerin Pries bestätigt die Einschätzung. „Es besteht die große Gefahr, dass die langfristigen negativen Folgen, die kurzfristigen positiven Effekte übertreffen werden. Die meisten Pachtverträge laufen nur über wenige Jahre. Ist eine Plantage nicht mehr rentabel, können die Investoren so einfach weiterziehen“, sagt die Humangeographin. Platz für neue Plantagen wird oft durch Brandrodung oder Kahlschlag geschaffen. Unkontrollierte Erosion ist die Folge. Wenn es regnet, werden nicht nur

fruchtbarer Boden, sondern auch Dünger und Pestizide in den Mekong gespült. Immer wieder kommt es so zu massiven Fischsterben.

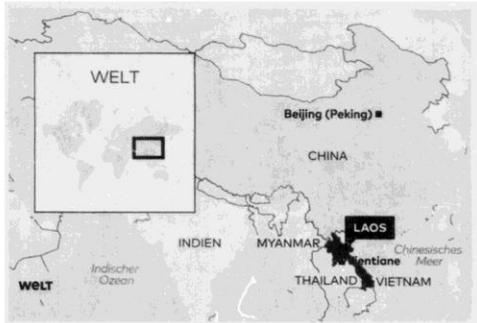
„Früher war Fischer auf dem Mekong ein guter Job. Jetzt bleiben die Netze oft leer“, sagt Misaiphoun Chansuline, der auf einer Fluss-Insel in der Nähe der Bananenplantagen mit seiner Frau Boivanh einen Garten bestellt. „Wir haben nichts gegen die Chinesen. Aber wir haben etwas dagegen, was sie hier tun. In ihrem eigenen Land würden sie sich das nicht trauen“, glaubt die Bäuerin. Von ihrer Regierung fordert sie deshalb, strengere Arbeits- und Umweltschutzstandards durchzusetzen. Denn wie viele Laoten ist sie davon überzeugt, dass Chemikalien eingesetzt werden, die in China nicht (mehr) erlaubt sind.

Chinesische Vorkarbeiter wollen sich bei der Recherche vor Ort nicht zu den Vorwürfen äußern. Doch Inspektoren des laotischen Landwirtschafts- und Forstministeriums stellten im vergangenen Jahr fest, dass auf den Plantagen giftige Chemikalien in den Boden gelangt waren. Zeitweise wurde daraufhin verboten, neue Lizenzen zu erteilen. Außerdem drohte die Regierung, bereits erteilte Genehmigungen zurückzuziehen, sollten die Investoren weiterhin gegen die ohnehin recht laxen Umweltauflagen verstoßen.

„Wenn vernünftige Umwelt- und Sozialstandards eingehalten würden, könnte Laos durchaus auch langfristig von den Plantagen profitieren. Aber mit dem derzeit praktizierten Modell wälzt China externe Kosten wie Umwelterstörung einfach auf sein kleines Nachbarland ab“, sagt Landwirtschaftsexperte Ralph Gust-Frenger, der für die Deutsche Welthungerhilfe seit vielen Jahren unter anderem in Laos tätig ist.

„Frauen für Entwicklung“, eine Partnerorganisation der Welthungerhilfe, versucht, Landbesitzern und Landlosen Alternativen zum Bananenbau aufzuzeigen. Dazu unterstützt sie unter anderem Bauern bei der Vermarktung von dem Tee, der in einem Wald wächst, in dem die Chinesen gerne eine Plantage anlegen würden. Sie führt Programme zur Verbesserung der Landwirtschaft und des Handwerks durch und will den Öko-Tourismus stärken.

Viele Wanderarbeiter leben in slumähnlichen Siedlungen. Boikham und Seng aus Laos arbeiten auf einer Bananenplantage der Chinesen



„Viele meiner Landleute denken, dass wir unbegrenzte natürliche Ressourcen haben. Aber das haben wir nicht. Der Raubbau an der Natur durch die Chinesen muss gestoppt werden. Es ist ein Wettlauf gegen die Zeit“, sagt Organisationsleiterin Vansy Senyavong. Nicht nur die Umweltprobleme, auch die sozialen Folgen des Bananenrausches bereiten ihr Sorgen. „Viele Wanderarbeiter leben in slumähnlichen Siedlungen auf den Plantagen. Ihre Kinder gehen oft nicht zur Schule und verrichten häufig schwere körperliche Arbeit. Seitdem manche Arbeiter sich billige Drogen aus Thailand und günstige Motorräder aus China leisten können, kommt es immer öfter zu schweren Unfällen“, sagt die Entwicklungshelferin. Sie befürchtet zudem, dass in Laos schon bald die Versorgung mit dem wichtigsten Grundnahrungsmittel gefährdet werden könnte, da viele Bananen auf ehemaligen Reisfeldern wachsen.

Doch nicht nur auf den Plantagen macht sich der Einfluss des übermächtigen Nachbarn bemerkbar. Zwei Phänomene führten dazu, dass viele Menschen im Norden Laos mittlerweile den Eindruck haben, in einer chinesischen Provinz zu leben. Die Demokratische Volksrepublik Laos gehört zwar zu den letzten fünf verbliebenen marxistisch-leninistisch organisierten Staaten, doch ab 1986 ließ sie eine vorsichtige marktwirtschaftliche Öffnung zu. Gleichzeitig unterstützte die Kommunistische Partei im benachbarten China im Rahmen ihrer „Go-Out-Strategie“ aggressiv chinesische Auslandsinvestitionen. So konnte China in Laos allein im Jahr 2014 mehr als fünf Milliarden Dollar unter anderem in Bananenplantagen, Bergwerke, Dämme, Infrastruktur- und Tourismusprojekte sowie Spielbanken investieren und ist seitdem der größte ausländische Investor in Laos. Exporte nach China – hauptsächlich von chinesischen Firmen angebaute landwirtschaftliche Produkte wie Bananen – sind alleine zwischen 2005 und 2013 um rund 300 Prozent gestiegen. Nach Schätzungen sollen bereits mehr als 300.000 Chinesen im nur knapp sieben Millionen Einwohner zählenden Laos leben. „Laos ist so auf dem Weg, ein neokolonialer Vasall Chinas zu werden“, sagt Paul Chambers, Forschungsdirektor am thailändischen Südostasien-Institut.

Der Forscher geht davon aus, dass die Kombination aus Einwanderung, Investitionen, grenzüberschreitendem Handel und Entwicklungszusammenarbeit für Laos einen „sozio-ökonomischen Schock“ bedeutet. „Wo noch vor kurzem Laoten als Bauern lebten, arbeiten sie heute zunehmend für äußerst geringe Löhne für chinesische Firmen. Die Bananen-Plantagen sind dafür bekannt, dass laotische Arbeiter dort unter furchtbaren Bedingungen und manchmal sogar unter Androhung von Waffengewalt schuften“, erklärt Chambers. Vor allem im sogenannten „Goldenen Dreieck“ an der Grenze zu Thailand und Myanmar fühlt man sich schon heute wie in einer chinesischen Provinz. Hier hat die Kings Roman Group aus Hongkong 2007 für 99 Jahre ein 100 Quadratkilometer großes Gebiet gepachtet und dort eine Sonderwirtschaftszone eingerichtet. Am Ufer des Mekongs haben die Investoren in den vergangenen Jahren überwiegend mit chinesischen Arbeitern einen Vergnügungspark für Erwachsene mit einem Kasino, mehreren Hotels, einem Zoo, einem Golfplatz und einer kitschigen China-Town mit Restaurants, Karaoke-Bars, Geschäften sowie Massage-Salons mit zweifelhaftem Ruf aus dem Boden gestampft. In der Retorten Stadt wird Mandarin gesprochen, die Uhren zeigen Pekinger Zeit an, bezahlt wird überwiegend mit chinesischen Yuan. Bis 2020 sollen hier mehr als 2,25 Milliarden Dollar investiert worden sein. Mit dem Geld sollen unter anderem ein Industriepark, Wohnungen für 200.000 Menschen und ein internationaler Flughafen entstehen. Der Airport soll dann noch mehr chinesische Spieler in das im Stil spätromischer Dekadenz erbaute Kasino bringen. Da Glücksspiel in China verboten ist, setzen in den klimatisierten Hallen schon jetzt vor allem Chinesen hohe Beträge. Manchmal sitzen jedoch auch Laoten, die durch die Verpachtung ihres Landes viel Geld gemacht haben, und Laoten, die durch die Arbeit auf den Plantagen wenig Geld verdienen, an den Automaten und Spieltischen. Auch Seng, der mit seiner Frau Boikham tagsüber Bananen schleppt und Pestizide sprüht, war nach der Arbeit schon dort. Nachdem er mehrere Tage einnahmen versperrt hatte, verbot seine Frau ihm, sich noch einmal in die Nähe der Spielbank zu wagen. „Ich arbeite doch nicht auf einer chinesischen Plantage, bis ich krank werde, damit mein Mann das Geld später anderen Chinesen in den Rachen wirft.“